

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Seufke.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 6

Sonntag, den 8. Februar 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 8. Febr. Joh. v. Mattha
Montag, 9. Apollonia
Dienstag, 10. Scholastika
Mittwoch, 11. Adolf, B.

Donnerstag, 12. Eufasia
Freitag, 13. Castor
Samstag, 14. Valentin

Nachdruck vers

Septuagesima

Evangelium des H. Matthäus 20, 1—16 (Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg).

Zu jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu bringen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er wieder aus und sah andere müßig auf dem Markte stehen und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist! Und sie gingen hin. Abermals ging er aus um die sechste und neunte Stunde und machte es ebenso. Und als er um die elfte Stunde ausging, fand er wieder andere dastehen und sprach zu ihnen: Warum steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zu den Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingetreten waren, empfing ein jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie, mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfingen, murrteten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen und sprach: Freund, ich tue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist, und geh' hin; ich will aber diesem Letzten auch geben wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu tun, was ich will? Ist dein Auge darum schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein; denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

*

Der Heiland befand sich auf seiner letzten Reise. Als er den Lazarus vom Tode erweckt hatte und das Volk den Wunderthäter anstaunte und in ihm den Messias zu ahnen begann, da hielt es der Hohe Rat für an der Zeit, einen entscheidenden Schritt zu tun: Sie kamen zusammen und beschloßen, Jesus ergreifen und töten zu lassen. Nicht alle Mitglieder des Hohen Rates waren damit einverstanden; manche schätzten und bewunderten den Heiland und gaben ihm einen Wink, welches Los ihn bei seiner Ankunft in Jerusalem erwarte.

Noch war die Stunde des bitteren Leidens nicht gekommen. Trotzdem hätte Jesus seinen Weg ruhig fortsetzen können. Denn wenn er den Blicken der Bewohner von Nazareth, die ihn steinigten wollten, entwand, wie hätte ihm da der Hohe Rat mehr anhaben sollen!

Er änderte aber seine Reise-richtung — es geschah wohl aus zarter Rücksicht auf die Aufmerksamkeit, welche sich in der Warnung kundgab — und wandte sich nordwärts über Ephrem nach Samaria und Galiläa. Nur eins ist uns aus dieser Zeit berichtet: die Heilung der zehn Aussätzigen, von der das Evangelium des 13. Sonntags nach Pfingsten erzählt. Von Galiläa begab sich der Heiland mit seinen Jüngern auf die linke Jordanseite in die Provinz Peraea. Hier spielte die liebliche Szene, wo Jesus die Kinder segnete, welche ihm sorgende Mütter zuführten. Hier trat ihm auch der reiche Jüngling entgegen mit der Frage, wie er das ewige Leben erlangen könne, und erhielt Belehrung über den Wert der Armut aus Liebe zu Gott. Betrübte ging der Jüngling hinweg, der Preis schien ihm zu hoch, er wollte sich von seinen Gütern nicht trennen.

Petrus aber griff die Sache eifrig auf und fragte interessiert: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür werden?“ Und die Antwort? „Ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, werdet... wenn der Menschensohn auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzen wird, auch auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten... Viele, welche die ersten sind, werden die letzten, und welche die letzten sind, werden die ersten sein.“ Matth. 19, 27, 28, 30.

Damit kennzeichnete der Heiland die jüdische Auffassung als Irrtum, daß Abraham und die Stammväter des Volkes unbedingt die ersten im Himmelreich sein müßten. Vielmehr sollten die Apostel — „die letzten“ — die ersten sein. Bei Gott herrscht eben eine andere Rangordnung, als Menschen sich wohl denken.

Diese Beantwortung konnte nun die Apostel mit stolzem Selbstbewußtsein erfüllen und andererseits die fruchtlosem Gräben überliefern, woher es wohl komme, daß sie selbst den Patriarchen und Propheten, diesen wackeren Arbeitern im Dienste Gottes, vorgezogen werden sollten. Deshalb fügt der Heiland das erklärende Gleichnis des heutigen Evangeliums an: Die Bevorzugung hat ihren letzten Grund nicht so sehr in dem eigenen Wert, sondern in Gottes besonderer Güte und Barmherzigkeit.

Die Tätigkeit für Gott vergleicht der Heiland mit der Arbeit im Weinberg. Sich selbst verglich er ja gern mit dem Weinstock, seine getreuen Jünger mit Edelreben, die ihre Kraft aus dem Weinstock ziehen und die Sorge des göttlichen Gärtners mit köstlichen Früchten lohnen. Viele geschäftige Hände sind nötig bei der Weinbergsarbeit, und deshalb ergeht der einladende Ruf an alle, deshalb finden dort alle Beschäftigung. Arbeitskräfte gibt's genug — all die Millionen Menschen, aber viele stehen müßig, bieten ihre Dienste nicht an, sondern warten, ob jemand kommt, sie zu holen. Haben sie den Gottesruf überhört?

Da geht der Herr selbst aus und ruft wiederholt, zu verschiedenen Stunden des Tages, schon da der Tag graut und kurz vor der sinkenden Nacht. Gott selbst durchwanderte das Land, und so oft er den Mund öffnete, erklang eine Mahnung zu redlicher Arbeit im Weinberg des Herrn, und was er tat, war stets eine anschauliche Anleitung zu hehrem Frohn- d. h. Herrendienst.

Auch heute tut ers noch; freilich nicht mehr in eigener Person. Andere tun es, aber in seinem Auftrag, als seine Stellvertreter, schon früh, wenn die Lebenssonne erwacht, und noch, wenn der Tag sich neigt. Oder ist nicht die bittende Mutter, der ernst mahnende christliche Vater ein solcher, von Gott befehlter Rufer, daß schon das Kind ein Arbeiter sein möge im Weinberg des Lebens, seiner eigenen Seele! Sie ist nicht schwer diese Arbeit, den kindlichen Kräften angepaßt, aber getan will sie sein, und wird — wenn versäumt, in einem Menschenalter kaum jemals vollständig nachgeholt.

Schöne Arbeiten sind es, deshalb leistet das Kind sie gewöhnlich so gern; die leuchtenden Augen der Kleinen, dieser rührende Eifer, bilden den besten Beweis. Wohl ihnen, wenn sie sich treu bleiben und unverdrossen weiter arbeiten bis zur zwölften Stunde.

Die Sonne des Lebens steigt höher, die dritte Stunde und wieder zieht der Herr des Weinberges aus, unerkannt gewöhnlich und häufig auch unbeachtet. Er sucht die, welche die frühen Morgensunden nicht nupten, und rüttelt sie auf: „Wete und arbeite!“ Diesmal ist es die Jugend, ist es der Jüngling, die Jungfrau, die seither nicht zu seinen Arbeitern gehört, die er aber nicht missen will. Ob ihre Zahl heute nicht erschreckend groß ist? Nicht auf dem Lande mit den zäh bewahrten Sitten der Großeltern, nicht in gediegenen christlichen Verhältnissen — aber in der Großstadt, in den gefährdeten Straßen, den abgelegenen Gassen, den lichtlosen Ecken und düsteren Mansarden! Jene Armen, die aufwachsen zu Tausenden ohne wahre Kenntnis von Gott und Religion, weil ihre gottvergessenen Eltern ihnen nicht einmal die erste Frage des Katechismus beantworteten: „Wozu bist du auf Erden?“ Weil sie geistlich ferngehalten wurden vom Eblen und Großen, nach dem die Kindesseele doch kategorisch verlangt! Weil ihr Auge nur auf die Schatten- und Nachtseiten des Lebens eingestellt war, darum fanden sie nur das, was jemand die „Bestie im Menschen“ genannt hat; weil sie um sich nur Sumpf gewahrten, verloren die Sinne die Empfindung für Schönheit und köstlichen Duft der unscheinbaren Blüte des edlen Weinstocks. Wie sollten sie da Freude gewinnen an seiner Pflege! — Da ruft der Herr: sie lernen nun auch andere Menschen kennen, großherzige, edelmütige, hochsinnige Menschen, ganz anders, als wie man sie ihnen geschildert; sie hören die Glocken mächtiger läuten und der unbefreibliche Zauber des Gotteshauses umfängt sie — eine neue Welt tut sich auf, und sie sind ein Glied dieser schöneren Welt; eine Unsumme von Arbeit ist zu tun in dem, von Unkraut fast überwucherten Weinberg ihrer Seele, und sie fühlen die schlummernden Kräfte mitaufzubauen, nicht niederzureißen. — Ruft da nicht der Herr zur dritten Stunde! Und werden sie nun nicht folgen, da schon

zuviel der kostbaren Zeit in Müßiggang vergeudet, wenn nicht gar mit Verlören verbracht ist!

Die sechste und neunte Stunde rückt heran, immer mehr häuft sich die Arbeit, aber nicht gleichmäßig die Zahl der fleißigen Arbeiter. Da macht sich der Herr wiederum auf, ob er nicht noch brauchbare Kräfte entdeckte. Freilich, böllig sie nützen, kann er nicht mehr, die besten Stunden des Tages sind ja dahin, aber es drängt ihn die Sorge um das Gedeihen des Weinbergs. — Und wirklich, unzählige findet er wieder auf dem Markte des Lebens, unzählige, die seither ihre Kraft in den Dienst anderer Herren gestellt, die in Wasser gesät, oder in febriger Hast sich an granitnen Felsen gemüht. Nun stehen sie da, abgedankte Gefellen, brotlos entlassen, nachdem sie ihr Bestes geopfert, ohne Lebensinhalt, ohne Lebenszweck, müßig stehen sie da und schauen mit stumpfem Blick in eine leere Zukunft, warten, ob sich wohl jemand ihrer erbarme.

Ist nicht ein getreues Bild jener Männer und leider auch Frauen, die hofften, mit dem Leben fertig werden zu können ohne Gott? Auch an sie erging die Einladung schon zur ersten Stunde; gearbeitet haben sie wohl, aber nicht im Weinberg des Herrn, sondern in den Bergwerken des Fürsten der Welt; da, wo die glühende Goldader den einen dem Wahnsinn verschreibt, den andern die stürzenden Massen zerkrümern. Von Glück noch kann der sagen, welcher dem Verderben entronnen, nun da steht mit heißen Gliedern, aber mit leeren Händen oder ohnmächtig geballter Faust, ärmer als zuvor! — Wenn er wenigstens jetzt noch Vernunft annähme, da das Gewissen aus der Markose erwacht und das durstige Herz nach den Wassern des Lebens schreit! — „Gehet auch ihr in meinen Weinberg!“ da werbet ihr finden, was euch jetzt fehlt: tätig für den Herrn, werdet ihr auch teil haben am Tische des Herrn!

Und nochmals geht er aus. Schon will es Abend werden, der Feierabend winkt. Wer wird nun noch Arbeiter einstellen? So urteilen wir, aber wie bei Gott alles groß ist, so auch sein Mitleid und seine Barmherzigkeit. Da stehen sie nun am Ende des Lebens, am Grabe der Hoffnung; hinter ihnen mißbrauchter, vergeudeter Tag, vor ihnen dunkle, unsichere Nacht. Da stehen sie mit schneieigem Haupte — für sie ist nicht eine Ehrenkrone des Alters — Jammergestalten, schlatternde Knie und zuckende unreine Hände, welkende Büge und tiefliegende Augen, ausgebrannten Kratern gleich. Zu ihnen tritt der Weinbergsvater: „So geht auch ihr in meinen Weinberg!“ Ob sie ihm folgen? Ob nicht Dohngelächter die Antwort ist? Was sollen sie auch dort neben fleißigen Menschen, sie, die treue Arbeit niemals gekannt! Was sollen sie dort mit ausgemergelten Gliedern, wo das wichtige Werk ganze Männer verlangt! Was sollen sie nun am Ende des Lebens gewohnte Pfade verlassen — was werden die anderen sagen! — und ach, die Arbeit ist gar so schwer! — Gewiß, gar mancher mag wohl staunen, wenn er schon ausgegebene Grauföpfe plötzlich unter den Befehten sieht; aber wie mag der Unverbesserliche erst selber staunen, wenn sich die Nacht mit ihren Schrecken auf ihn herniederstürzt! — Gewiß, schwer ist die Arbeit, ungewohnte, aufgeschobene Arbeit, darum frisch auf an's Werk!

Lautet nicht ähnlich so die Mahnung des Priesters am Krankenbett des lang Verirrten, der stets zu finden war auf dem Markte des Lebens, doch nicht in des Herrn Weinberg! Ist nicht der Ruf des Herrn zur elften Stunde: „So geht auch ihr in meinen Weinberg!“ Bist du nicht mit der Arbeit nicht weit her mehr sein, doch was an Leistung fehlt, ergänzt der gute Wille und des Weinbergsvaters Nachsicht. Auch diese lekten erhalten einen reichen Lohn.

Die Menschenseele ist der Weinberg, und Arbeit gibt es da von früh bis spät, zu jeder Jahreszeit. Wenn irgendeinem, so gilt's dem Winger: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“

Die Kirche ist der Weinberg und unaufhörlich wirbt der Herr sich neue Arbeiter an. Vom Sonnenaufgang bis zum Niedergange kommen sie, und alle finden Arbeit, keiner ist zu viel.

Wo ist der Weinberg Gottes? „Da, wo einer seine Pflicht zu erfüllen hat, . . . auf dem gewöhnlichen Kreuz- und Dornenweg des Lebens, oder auf dessen stolzen Triumphstraßen . . . da, wo Gutes gewirkt wird durch Wort und Tat und Beispiel ins Ganze hinein . . . ist überall da, wo gekämpft wird um den Sieg des Wissens über die Unwissenheit, der Unschuld über die Schuld, der Wahrheit über die Lüge, des Rechtes über das Unrecht, des Glaubens über den Aberglauben und den religiösen Nihilismus, des Idealismus nicht über den echten Realismus, sondern über das Triviale und Banale, des ethisch Unvergänglichen über das moralische Chaos, des Lichtes über die Finsternis und alle ihre Gewalten ohne Zahl und ohne Namen!“

Und so muß jeder wirken, schaffen, kein Stand, Beruf und Alter nimmt davon aus; jeder, damit auch jeder seinen Lohn erhalte. Einen „Denar“, sagt der Seiland, das war der übliche jüdische Tagelohn 65–70 Pfennig. Der Gotteslohn ist größer, denn wir leben davon eine ganze Ewigkeit. Und jeder erhält den ganzen Tagelohn, denn Gott ist großmütig; nicht ungerecht, wie die Arbeiter des Evangeliums es wähnten. Er gibt jedem ohne Abzug, was er verdient, den meisten, wenn nicht allen, aber mehr. Warum? Wer das erkennen wollte, müßte Gottes Auge haben, müßte hineintauchen können in des Menschenherzens Tiefen, müßte erkennen die Schwierigkeiten, mit denen mancher kämpft, die Hindernisse, die ihm den Weg verlegen, — dann würde er niemals murren, daß der Schächer zur Rechten

Jesu früher am Himmel einging, als Petrus, der Vertrauensmann, — wenn seine Glorie auch weit geringer ist —, würde niemals haben, daß Gott so manchem verlorenen Sohn sichtlich und unermüßlich nachgeht, bis er ihn findet, dann würden wir alle Christen sonst so sonderbares Wort verstehen und begreifen: „Im Himmel wird Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“ (Luc. 15, 7.).

Goldkörner

* Rat und Tat. „Wer jeder Tat sich unterfährt, der kommt zu keinem Rat.“

Wer jeden Rat beraten will, der kommt zu keiner Tat.“

*

* Schwächen. „In den Perioden der Degeneration gewinnt der Frechste den größten Einfluß.“

*

* Willensfreiheit. „Ich, allen Weltenglücks einz'ge Quelle,
Gab euch und gab den Menschen mit dem Willen

Die Fähigkeit, in sich mich aufzunehmen,
Doch auch die Freiheit, mich von sich zu weisen. —

Ihr seht, wie sehr ich mein Geschaffenes ehre!
Der Schöpfer fragt, ob das Geschöpf ihn will.“

Das schönste Geschenk

Erzählung von Werner Granville-Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Ueber die roten Ziegelhäuser des kleinen Fischerdörfchens an der Ostseeküste, das sich im Schutze einer Dünenkette einnistete, hatte, segte der Novembersturm, und rauschend brachen sich die schaumgekrönten Wogen am stein- und muschelbesäten Strand.

Hinter der ersten Dünenkette lag ein langgestreckter Holzschuppen, auf dessen Giebelstirn eine vom Sturmwind arg mitgenommene Fahne flatterte. Doch diese unscheinbare Holzhülle barg einen köstlichen Schatz, ein Rettungsboot, das schon viele Menschenleben aus Todesnot an den sicheren Strand getragen hatte.

Das einsame Dörflein war eine Station, wie sie die „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger aus Seenot“ an verschiedenen Stellen der Ostseeküste errichtet hat.

Kühne, tapfere Männer, bereit, ihr Leben für das ihrer seefahrenden Mitmenschen aufzuopfern, wohnten hier, und der kühnsten einer war Jocke Laurvig, ihr Bootsführer. Lange Jahre hatte er als Kapitän sich in allen fünf Erdteilen den Wind um die Nase wehen lassen, bis er endlich als Führer der Station in den Hafen gelaufen war.

Es war Abend! Wie ausgestorben lagen die meisten Fischerhäuschen, und nur in einem Häuschen am Ende der Siedelung herrschte reges Leben, füllte heller Lichtschimmer den kleinen, behaglich ausgestatteten Raum.

Hier wohnte Jocke Laurvig mit seiner Frau Mathilde; — und heute feierten sie ihre Silberhochzeit.

Erst spät hatte Laurvig geheiratet; er war jetzt schon ein Sechziger; aber immer noch ging er als einer der ersten mit hinaus, wenn von der tosenden Wasserfläche her Rotschiffe oder Rasketen zum Rettungsversuch riefen. Von allen geachtet, von allen geliebt, von niemand gehaßt, lebte er glücklich in seinem Häuschen; denn dafür hatte er gespart in seiner Fahrzeit, daß er in seinem Alter ein Stüchchen eigener Heimaterde unter den Füßen und ein schuldenfreies Dach über dem Kopfe hatte.

Sein einziger Stolz war sein Boot, das ihm anvertraut worden war, und vor allem sein Sohn Gerd Laurvig, der zur See fuhr wie einst sein Vater und jetzt seine erste Reise als Steuermann machte.

Deute füllte nun eine lachende, schwahende Menge das sonst so stille Häuschen.

Im „Staatszimmer“ brannte die große Hängelampe, aus den kurzen Pfeifen der Männer stieg der bläuliche Rauch in biden Schwaden zur niedrigen Decke empor.

Auf dem grünen Plüschsofa, dem Ehrenplatz, hatte das Silberpaar Platz genommen. Frau Mathilde hatte eine große Kaffeetasse vor sich, die trug in Goldschrift die Widmung: „Zur Silberhochzeit“ und war ein Geschenk von den Bootsleuten der Rettungsstation. Jocke Laurvig hatte eine Barttasse mit derselben Aufschrift bekommen; die benutzte er augenblicklich aber nicht, denn er war an stärkere Getränke gewöhnt. Ins Knopfloch hatte er sich ein köstliches Blumensträußchen gesteckt und der helle Schein leuchtete ihm aus den blanken, blauen Augen, die so trefflich zu dem verwitterten, roten Gesicht mit dem schneeweißen Kinnbart paßten. Alle Augenblicke hob er sein dampfendes Grogglas und trank einem Freunde oder Bekannten zu.

Manchmal, wenn der Sturmwind mit eisernem Finger gar zu berbe an die klappernden Fensterladen pochte, horchten sie drinnen wohl für einen Moment auf und das Gepolter verstaunte; aber bald kam die Unterhaltung wieder in Fluß; denn sie fürchteten den wilden, ungestümen Gesellen nicht, weil es ihr Beruf war, sich fast täglich mit ihm herumzuschlagen.

Als Jocke Laurvigs Blicke einmal über die Wand schweiften, wo neben seinem und seiner Frau Bild auch das Porträt eines jungen Mannes in Seemanns Kleidung hing, wurden seine Büge ernster und seine Stimme hatte einen weichen Klang, als er

sich an die Silberbraut wandte: „Was, Mutter, wenn heute der Bernd hier wäre, das würde ein Fest?“
 „Ja, hoffentlich hat er gute Reise!“ erwiderte sie, seine verarbeitete Hand streichelnd und ihre Augen wurden blank.
 „Kommt er bald wieder?“ forschte ein alter Fischer, den sie Kröger-Ohm nannten und der Laurvigs Worte gehört hatte. Ein Leuchten erhellte wieder das Gesicht der Jubelbraut. „Ja, Kröger-Ohm, nächste Woche spätestens soll die Bark, wo er drauf ist, in Stettin einlaufen. Dreizehn Monate ist er nun weg!“ Ihre Augen gingen stumm zu dem Bilde hinüber und sie schien auf das Toben des Sturmes zu lauschen. Kröger-Ohm sah es und hob sein Glas. „Mutter Laurvig, heut' ist Ihr Ehrentag, und wenn Bernd auch nicht hier ist, so weißt er in Gedanken doch gewiß sozusagen unter uns. Jung Blut verdirbt nicht — und ein Laurvig er streicht nicht! Trinken wir auf Bernd Laurvigs glückliche Heimkehr!“

„Das soll ein Wort sein!“ rief Laurvig schon wieder lachend den Mundes, und Groggläser wie Kaffeetassen klangen aneinander.

*

Auf dem Rücken der Dünenkette stapfte ein einsamer Mann auf und ab. Er hatte den Südwesten tief ins Gesicht gezogen, den Kragen des Pelzmantels hochgeschlagen und die Hände in die Taschen versenkt. Manchmal blieb er stehen und blickte scharf nach dorthin, von wo das donnernde Rauschen klang, wo also das Meer lag. Nur das Branden der Wogen vernahm sein Ohr oder den Mageschrei einer Möve, die vor dem Sturme landeinwärts flüchtete. Nicht zum Vergnügen weilte er in dieser Nachtstunde am Meeresstrand; die Pflicht bannte ihn an diesen Platz; denn er war ein Küstenvächter der Rettungsstation und mußte Ausschau halten nach verunglückten, hilfsbedürftigen Schiffen. Wieder hatte er seinen Weg aufgenommen; da blieb er plötzlich stehen. Seine Augen bohrten sich in die Finsternis, und lauschend beugte sich sein Kopf vor.

„Hätte nicht eben ein dumpfer Schuß übers Meer dräusen hin?“ Sekunden vergingen; da fließ weit draußen auf der tobenden Wasserwüste eine feurige Schlange empor und löste sich hoch oben in einen Sternregen auf, der vom Sturme in alle Winde verstreut würde. Ein Schiff war in Not, war gescheitert an der verberblichen Küste. Der Mann auf der Düne wußte es. Er eilte, so schnell die schweren Seestiefel und der Dünenfand es erlaubten, nach dem Rettungsschuppen, und wie zum andernmale ein Notschuß vom Schiffe über die schwarzen Wasser rollte, flammte auch von der Kuppe der Dünenkette eine Rakete auf, den Schiffbrüchigen zum tröstlichen Zeichen, daß ihre Notsignale bemerkt worden waren.

Auch drinnen, bei Fokke Laurvig im behaglichen Stübchen hatten sie die Schüsse gehört, und es war keiner unter ihnen, der ihre Bedeutung nicht gekannt hätte.

„Draußen sitzt einer auf!“ ging es von Mund zu Mund, und schon erhoben sich die meisten von den Stühlen, um dem Rufe der Pflicht zu folgen. Fokke Laurvig hob sein Glas zur Seite und richtete sich elastisch auf. Seine Stimme klang frisch, befehlend durch die Stube: „Vorwärts, Kinder! Die Frauen bleiben hier und tun meiner Tille Gesellschaft, bis wir zurück sind. Hol mein Delzeug rein und meine Seestiefel!“

Bögernd erhob sich die Silberbraut vom Sofa. Ihre Hände zitterten leicht, als sie die Tasse beiseite setzte; aber sie wandte sich schweigend zur Türe, um das Verlangte zu holen.

„Fokke, laß uns heute allein hinaus! Dein Ehrentag soll dir nicht gestört werden“, schlug Kröger-Ohm vor, und lebhaft stimmten die anderen bei. Laurvigs Gestalt reckte sich höher und seine Augen blickten die Kameraden an. „Wärs noch mein Ehrentag, wenn ich bei den Frauen bliebe, wie ein alter, gebrechlicher Mummelgeis, während ihr hinausfahrt?“

Die Türe öffnete sich und die Silberbraut trat herein. Sie hatte rote Augen und reichte ihrem Manne schweigend das Beug.

„Seht Ihr! — Meine Tille sieht es als selbstverständlich an, daß ich mitgehe. Sonst dürfte sie ja nicht stolz auf ihren alten Bräutigam sein!“ wandte er sich an die Kameraden und klopfte seiner Frau die Wacke. Mit einem Scherzwort zu den Frauen verließ er hinter den andern das Zimmer und bald verloren sich ihre eilenden, schweren Schritte im Brausen des Sturmes.

*

Draußen herrschte schwarze Nacht; aber zuweilen zerriß eine Rakete, die von dem unglücklichen Schiff aufstieg, für Momente die Finsternis und erlaubte eine ungefähre Orientierung. Als die Männer beim Schuppen anlangten, waren schon die in einem angebauten Stall untergebrachten, vier schweren, seeländischen Pferde vor dem Gleitschlitten, auf dem das Rettungsboot ruhte, eingespannt, und als die Vorkeulen umgelegt waren, klang mit Peitschengeknall und lauten, anfeuernden Rufen durch die Dünen nach dem Strand und dann hinein ins brausende Meer, daß den Pferden die Brandung bis an die Brust ging. Im Nu waren die Pferde abgeschirrt, kräftige Fäuste hoben das Boot noch weiter in See; dann schlangen sich die Männer auf die Ränke. Fokke Laurvig ergriff mit sehniger Faust das Steuer und acht stahlharte Arme legten sich mit aller Kraft in die Riemen.

Verzagt nicht mehr, ihr auf dem Brack; die Retter nahen und Fokke Laurvig sitzt am Steuer!

*

Nur langsam schleppte sich das Gespräch im Hause des Silberpaars fort. Wenn der Wind lauter im Schornstein heulte, wenn die Brandung stärker donnerte, verharrten sie in lauschendem Schweigen und manch heimlicher Seufzer, manch stilles Stoßgebet entrang sich ihren Lippen. Gewiß. Die Gewohnheit hatte sie abgestumpft; aber die jetzt den Kampf mit den Elementen aufnahmen, waren ihre Männer und Ernährer. Träge schlich die Zeit; langsam rückte der Stundenzeiger vor. Drei Stunden waren die fähnen Retter schon fort und die Uhr ging auf Mitternacht. „Ich will man noch mal Kaffee kochen, das hält munter und erfrischt!“ schlug die Silberbraut vor.

Da ertönten vor dem Hause laute Schritte und Gelächter. „Gott sei Dank, es ist keiner von ihnen zu Schaden gekommen, Sie lachen ja“, rief Frau Mathilde und die anderen Frauen atmeten, wie von einer schweren Last befreit, auf. Kröger-Ohm war der erste, der eintrat. Die Lampe blatte empor, so segte der Sturm hinter ihm durch die Türe. Sein Delzeug triefte und blinkte.

„Mutter Laurvig“, rief er lachend, „könnt Ihr noch eine Freude vertragen? Wir haben Euch noch ein Geschenk zur Silberhochzeit mitgebracht; — aber erschreckt Euch nicht!“ Er wandte sich wieder zur Türe und riß sie auf. „Kommt man rein, nun wollen wir nochmal feiern.“

Frau Mathilde preßte die Hand gegen die Brust. Ihr Herz pochte plötzlich in so harten Schlägen und vor den Augen flimmerte es ihr. Da kam Fokke Laurvig über die Schwelle, und an der Hand hatte er einen jungen, von tropischer Sonne gebräunten Mann gefaßt. Dessen blaues Seemannszeug war völlig durchnäßt; aber er schien ganz wohl auf und hatte seinen einen Arm zärtlich um die Schulter des alten Kapitäns gelegt. „Mutter, dein Geschenk!“ rief Fokke Laurvig, und sein ganzes verwittertes Gesicht strahlte vor Glück und Stolz.

„Bernd, mein Junge!“ — „Mutter! — liebe Mutter!“ Schweigen hielten sie sich umschlungen, bis der Vater sich scherzend dazwischen brängte. „So Mutter, nun gib ihm erst zu essen und zu trinken! Er hats nötig und wir nicht minder. — Komm her, Junge, schüttle deinem Vater noch mal die Hand.“

Als der Sohn sich umgesehelt und gestärkt hatte, als die dampfenden Groggläser erneut vor den Männern standen, mußten sie erzählen von ihrer schweren Fahrt. Bernd Laurvig sah zwischen seinen Eltern und stieß mit den Fischern, seinen Reitern, an.

„Die anderen acht hat der Vogt für die Nacht zu sich genommen“, berichtete Fokke Laurvig, und mit glücklichem Lächeln fügte er hinzu: „Daß der alte Kasten auch gerade hier auslaufen mußte. — Was ein Glück noch!“

„Ja, Vater, ich mußte doch Eure Silberhochzeit mitfeiern!“ scherzte der Sohn. Da lachten sie alle und die alte lustige Stimmung kehrte zurück.

„Du bist doch das schönste Geschenk“, lächelte die Silberbraut und zärtlich preßte sie die Hand des so unvermutet Heimgekehrten. Die Gäste nickten ihr fröhlich zu. Sie ärgerten sich nicht, daß ihre Tassen mit Goldschrift nun nicht mehr das schönste Geschenk waren; nein, sie freuten sich mit dem glücklichen Silberpaar; denn was gilt auch eine Silberhochzeits-Tasse gegen ein junges Menschenleben?

Der schönste Edelstein

Was ist der Jugend schönste Bier,
 Was bringt die größte Ehre ihr?
 Was macht sie reif für Gottes Reich,
 Und hier schon seinen Engeln gleich?
 Ein reines Herz, ein frommer Sinn,
 Im klaren Aug' die Unschuld drin —
 Das ist der schönste Schmuck fürwahr,
 Ein Edelstein wie keiner klar!

Wen dieser Diamant noch schmückt,
 Der lebt getrost und stirbt beglückt,
 Der Friede weilt in seiner Brust,
 Die Engel seh'n auf ihn voll Lust,
 Und wär' er arm, gering und klein, —
 Kein König doch kann reicher sein
 Kein Großer auch — im Sinn der Welt —
 Schaut froher auf zum Himmelzelt.

Gott gab dir einst dies große Gut,
 O Kind, in heil'ger Taufe flut,
 Und legte diesen Edelstein
 Dort in dein junges Herz hinein.
 O hüt' ihn treu! nach nichts so sehr
 Geht Satan wohl auf Raub umher,
 Ein Wunsch nur treibt ihn höllenheiß,
 Daß er dir diesen Schatz entreiß!

Und willst du deinem Reiz entflieh'n,
 Dann mußt, o liebes Herz, du knie'n
 Oft vor dem Kreuz, — da blide dann
 Die Wunden deines Gottes an.
 In die Wunden birg hinein
 Die Unschuld, diesen Edelstein,
 Dann raubt dir keines Feindes List,
 Was hier und dort dein Kleinod ist!

Unter der Dorflinde

Erzählung von J. Jung.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Am Brunnen vor dem Tore,
 Da steht ein Lindenbaum.“

Es ist Juni. Die alte Linde am Eingang des Kirchhofes Gerzhausen blüht und in ihren Zweigen jubeln die Frühlingsfänger. Auf der kleinen Bank unter der Linde sitzt ein Knabe von ungefähr 12 Jahren. Sein Gesicht ist blaß und durch das selbe geht ein Jucken, als wollte er einen Schmerz gewaltsam unterdrücken. Er seufzt tief auf, dann sagte er leise: „Mutter“.

Die Stimme zittert. Seine Augen blicken starr auf die lieblich blühende Landschaft, seine Heimatflur. Jetzt tönt die Kirchenglocke von der kleinen Anhöhe herab, erst leise, dann härter.

Bei dem ersten Glockenton schritt der Knabe zusammen; und — mit dem Aufschrei: „Mutter!“ stürzt er von der Bank herab auf seine Knie. Der ganze Körper bebt und mit lautem Aufschrei brechen nun die Tränen hervor. Der Tränenquell hat sich geöffnet, die Starrheit ist von dem Kinde gewichen. Sein Kopf ruht auf der Bank, die Hände hat er gefaltet. Die Glocke läutet weiter. Die Töne ergreifen mächtig das junge Herz, denn es ist der Mutter Totenglocke. Hier, an der Stelle, wo er kniet und der erste herbe Erden Schmerz ihn durchzittert, ist gestern Abend, als die Sonne zur Ruhe ging, seine Mutter plötzlich von ihm geschieden. Er war nicht zugegen, als ihm die gute Mutter durch den Tod genommen wurde. Dort am Saume des Waldes hat er mit den Jugendgenossen gespielt, und als er mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen heimkehrte, hat er das Schreckliche erfahren. Der Schlag, der ihn getroffen, hat lähmend auf ihn gewirkt. Mit trockenen, starren Augen hat er das blasser Gesicht der Mutter betrachtet. Dann ist er still in der Abenddämmerung hinausgeschlichen zu der alten Linde, die so oft Zeuge seines Kindheitsglückes gewesen ist. Wie oft hat er hier im Arm der Mutter geruht. Und als dann die Nacht immer tiefer hernieder sank, ist er in das stille Zimmer, wo die Entschlafene unter dem weißen Linnen ruht, zurückgekehrt. Dort hat er lange das bleiche Gesicht betrachtet. Die Nacht ist für ihn schlaflos vergangen, und als das Morgenlicht anbrach, hat er wieder die Stelle unter dem Lindenbaum aufgesucht. Die Töne der Glocke haben die Tränen in seine müden, starren Augen gebracht. Jetzt strömen sie erlösend hernieder in das Gras zu seinen Füßen. Der letzte Glockenton ist verklungen, aber seine Tränen fließen weiter. Es ist still, ganz still um ihn. Er hört nicht den leisen Morgenwind in den Blättern des Baumes, er hört auch nicht die Schritte, die näher kommen, denn seine Gedanken weilen bei der Entschlafenen. Der alte Mann, der sich dem Baume nähert, hört das leise Schluchzen des Knaben, seines Enkels, und nicht.

„Gott sei Dank, das arme Kind hat Tränen!“ spricht er mit gefalteten Händen. „Tränen machen das arme, gequälte Herz freier und nehmen dem Schmerz den Stachel.“

Er tritt näher und legt seine Hand wie segnend auf den Kopf des Knaben. „Arnold, deine Mutter ist bei Gott, und dort findest du sie einst wieder, wenn du hier in Gottes Wegen wandelst.“

„O Großvater, es tut so weh in der Brust!“ Schluchzen unterbricht die Stimme des Knaben.

Der alte Mann nickt, seine Lippen zittern. „Scheiden tut weh, mein Kind. Steh auf! Wir wollen uns hier auf die Bank setzen und von der Mutter reden.“

„War Mutter gestern krank, Großvater?“ fragte Arnold mit Schluchzen und legte seinen Kopf an die Brust des alten Mannes.

„Nein, mein Kind. Gott nimmt auch manche Menschen ohne Krankheit und Schmerz zu sich. Denk an Moses, der auf Nebo in den Armen seines Gottes starb. Er war nicht krank noch schwach.“

„Warum tut Gott dieses?“ fragte der Knabe weiter.

„Warum? Ja, mein Kind, das kann ich dir nicht sagen. Aber vielleicht hat Gott solche Menschen besonders lieb.“

Arnold wiederholt langsam die gehörten Worte. Wie Balsam schienen sie zu wirken. Der Weinende wird ruhiger. Großvater und Enkel halten sich umschlungen und gedenken schweigend der geliebten Toten. Der Knabe fragt nicht mehr. Immer stiller wird das Gemüt des Kindes. Der Schmerz hat sich ausgetobt, ausgeweint. Die Seele des alten Mannes ist tief ergriffen, doch er muß dem Kinde gegenüber stark sein. Auch für ihn ist der Schlag plötzlich gekommen. Seine Tochter, Arnolds Mutter, ist gestern Abend, hier unter der alten Linde, wo sie mit einer Handarbeit beschäftigt war, am Herzschlag verschieden. Wohl hatte sie in letzter Zeit oft über Müdigkeit geklagt, doch diesen Ausgang hatte man nicht vermutet. Nun ist Arnold elternlos, denn der Vater ist ihm schon in der zartesten Kindheit genommen worden. Wie traurig und einsam wird es jetzt den beiden in dem stillen Hause sein!

Die Sonne steigt höher.

„Komm mein Kind, wir wollen nach Hause gehen“, sagt der alte Hehnen und nimmt den Enkel bei der Hand. Langsam gehen die beiden ihrer nahen Wohnung zu. Die Zeit eilt auch durch die traurigsten Stunden. Der Tag geht langsam und still vorüber. Die Bewohner des Dorfes kommen und gehen. Ein jeder klagt und tröstet, so gut er kann. Und wie dieser, so gehen auch die folgenden zwei Tage dahin, still. Oft hat Arnold das blasser Anblick der teuren Mutter betrachtet, und dann ist er still weinend fortgegangen, um an der ihm nun für alle Zeit geheiligten Stätte unter dem alten Lindenbaum der Geschiedenen zu gedenken.

Hier saß er auch wieder am Abend des Begräbnistages, still und in sich gekehrt, der sinkenden Sonne nachblickend. Nun war die Mutter ganz seinen Blicken entschwunden. Die Leibes-hülle, die irdische Wohnung des Geistes, ruhte draußen auf dem Friedhofe unter dem mit Blumen und Kräutern bedeckten Hügel. Der Trennungsschmerz von der geliebten Hülle durchzuckt das junge Herz. Doch es ist ein ruhiger, stiller Schmerz. Die Liebe hört ja nimmer auf, hat er heute am Grabe der Mutter gehört, die so still durchs Leben gegangen und still dieser Erde verlassen hat.

Ein leiser Schritt kommt heran, und als Arnold aufschaut, steht die Nichte des alten Pfarrers, vor ihm.

Als Arnold seine Jugendgespielin erblickt, geht ein wehmütiges Lächeln über sein Gesicht. „Komm, Lydia, setz dich hier zu mir auf die Bank, hier ist es so ruhig, wie in der Kirche.“

„Du hast recht, Arnold. Aber weißt du, ich bin gekommen, dich zu rufen. Mein Onkel will mit dir sprechen.“

„Ach ja, ich hatte ja heute Lateinstunde, aber ich bin so müde.“

„Aber Arnold, wie konntest du denn heute Stunde haben! Das wäre ja unmöglich.“

Arnold nickt und Lydia fährt fort: „Ich wäre gern einmal zu euch gekommen, Arnold, aber ich fürchtete mich. In einem Hause, wo ein Toter liegt, kommt es mir so dunkel vor.“

„Vor meiner toten Mutter brauchtest du dich nicht zu fürchten, Lydia.“

„Gewiß nicht, Arnold. Deine Mutter war ja so herzensgut, und ich hatte sie recht lieb. Wer vor dem Tode habe ich fürchtbare Angst.“

„Den habe ich auch nicht gesehen, Lydia, nur die tote Mutter. Ihr Gesicht war blaß, aber so friedlich. Hättest du sie gesehen, dann hättest du dich sicherlich nicht gefürchtet.“

Die Angeredete blickte den Jugendgenossen traurig an. Er war mutterlos, wie sie, ja elternlos. Sie hätte ihn gern getröstet, aber sie konnte die richtigen Worte nicht finden. Sie nahm Arnolds Hand und sah teilnehmend in sein bekümmertes Gesicht.

„Arnold“, sagte sie dann, „ich habe auch keine Mutter mehr, habe sie nicht einmal gekannt, ich war noch ganz jung, als sie starb. Ich habe keinen Menschen mehr auf der Welt, wie den guten Onkel Pfarrer.“

Es war ein seltsamer Blick, mit dem Arnold seine Spielgefährtin jetzt ansah. War es Mitleid? Er hatte zwölf Jahre lang die Mutterliebe genossen, während Lydia dieses hohe Glück hatte entbehren müssen. War er nicht der Glücklichere gewesen? Ein Gefühl des Dankes stieg bei diesem Gedanken in der Seele des Knaben auf. Er drückte die Hand des Mädchens und sagte: „Lydia, ich will nicht mehr klagen, daß Gott mir die Mutter genommen hat. Ich war glücklich und hab's nicht gewußt.“

Arnold schwieg und wandte sein Gesicht wieder der sinkenden Sonne zu. In Lydias Augen traten Tränen. Er will nicht klagen, aber er leidet doch schwer, dachte sie. Und dann blieb es still zwischen den beiden jungen Herzen. Die Blätter der alten Linde säuselten im Abendwinde und die letzten Sonnenstrahlen huschten über den nahen Wald.

„Arnold, es wird Abend; wir wollen gehen.“

„Ach ja, Lydia. dein Onkel wird warten, komm!“

2.

„Es zog in Freund und Leide
Zu ihm mich immer fort.“

Gerade drei Jahre sind seit jenem Abend vergangen. Der Herbstwind geht durch die entblätterte alte Linde und der Regen strömt hernieder. Arnold steht, zur Abreise gerüstet, in der Wohnstube seines Vaterhauses und blickt in den trüben Herbstmorgen hinaus. Er muß heute Abschied nehmen von Heimat und Vaterhaus, um auf dem Gymnasium der Kreisstadt seine weitere Ausbildung zu empfangen. Pfarrer und Lehrer seines Heimatortes haben ihn bisher unterrichtet und lassen ihren Zögling mit den besten Hoffnungen und Wünschen ziehen. — Jetzt tritt der Großvater ins Zimmer.

„So, mein Kind, nun wären wir fertig“, sagt er und setzt den Sonntagshut auf. „Sieh dich noch einmal um. Dieses Zimmer hat für dich manche Erinnerung. Du wirst noch oft an das traute Nest deiner Kindheit denken. Und dieses Gedenken kann dich vor manchem Bösen bewahren. Der Gedanke an das liebe Vaterhaus ist ein ernster Mahner; behalte es lieb, und nun wollen wir gehen.“

Und sie gingen, Großvater und Enkel. An der Stelle, wo ein schmaler Fußpfad von der Dorfstraße nach der alten Dorflinde abging, blieb Arnold stehen.

„Hast recht, mein Junge“, sagte der alte Hehnen und nahm seinen Enkel bei der Hand. „Sieh noch einmal nach der unvergeßlichen Stätte. Jetzt geht der Herbstwind durch seine Zweige. Wenn du wiederkommst, liegt wohl Schnee auf denselben und dann, wenn der Lenz das Eis vertreibt, bekommt er neue Blätter. Das ist der Lauf der Natur.“

Als des Knaben Augen feucht wurden, mahnte der Greis zum Weitergehen. Ihm wurde der Abschied von seinem Enkel schwerer, als dieser ahnte. Schon oft in seinem Leben hatte der alte Mann Abschied nehmen müssen von denen, die seinem Herzen nahe standen. Seine Lebensgefährtin ruhte schon lange in kühler Erde, und drei bereits erwachsene Kinder hatte er im Lauf der Jahre neben die Entschlafene gebettet. Arnolds Mutter war das letzte seiner Kinder gewesen, von dem er hatte Abschied nehmen müssen. War er sich nach dem Tode seines letzten Kindes als ein einsamer, verlassener Mann vorgekommen, jetzt, da sein einziger Enkel von ihm ging, fühlte er das Alleinsein wie eine Last, die man auf seine Schultern legte. Doch die Kreisstadt, in der Arnold mehrere Jahre zubringen würde, war leicht zu erreichen, und dies nahm dem heutigen Abschied das Bittere.

Still schritten die beiden dahin. Arnold ging einem neuen Leben entgegen. Das einfache stille Dorfleben, in dem er aufgewachsen war, lag nun hinter ihm. Andere, ihm unbekannte Verhältnisse warteten seiner. Und dieser Ausblick in die nächste Zukunft, dieses Hoffen und Erwarten gaben seinem ganzen Wesen eine gewisse Spannkraft und milderten das Abschiedsweh. „Nicht trauern und zagen, sondern frisch und fröhlich vorwärts schreiten!“ hatte ihm der Führer seiner Jugend zugerufen. Dies Wort klang jetzt wieder in Ohr und Herz, und die Bilder der Zukunft erschienen ihm im rosigen Lichte.

(Fortsetzung folgt.)

Preußischer Landtag.

Stimmungsbild aus dem Abgeordnetenhaus.
— Berlin, 6. Februar.

Im Abgeordnetenhaus kam man heute mit der Generaldebatte zum Titel Ministergehalt des Justizministers zu Ende. Die sämtlichen an den beiden vorhergehenden Tagen zur Verhandlung gelangten Gegenstände boten auch heute noch einmal Anlaß zu eingehender Aussprache. Neu hinzu kam im wesentlichen nur der Fall Krupp. Auch die Berliner Ständeprozesse fanden eingehende Behandlung, und es fand lebhaftes Interesse, daß der Justizminister, unter Voraussetzung der Möglichkeit aller einschlägigen Zeitungsmedien, eine milde Kritik an dem Verhalten des Staatsanwalts und des Gerichtsvorstandes im Prozesse gegen „die schöne Sünderin“ Hedwig Müller übte. Bei der Einzelberatung setzte es von sozialdemokratischer Seite sehr scharfe Angriffe auf das Centrum ab, wobei das alte Sprichwort: „Wie es in den Wäld hineinschallt, so schallt es heraus“, eine gründliche Aufklärung erfährt. Dieser Streit wird vermutlich morgen bei der Weiterberatung fortgesetzt werden.

Sitzungsbericht aus dem Abgeordnetenhaus.
20. Sitzung vom 6. Februar, 11 Uhr.

Am Ministerische: Dr. Bessler.
Präsident Graf v. Schwerin-Löwitz eröffnet die Sitzung um 11 Uhr 15 Min.

Der Justizetat.

(Dritter Tag, Einzelberatung beim Titel „Ministergehalt“.)

Abg. Dr. Bessler (Chr.):

Das Wort von der

„Weisfremdheit der Richter“

ist beinahe ebenso ein Schlagwort geworden wie die Behauptung, daß es bei uns eine Klassenjustiz gäbe. Die Richter sind fleißig und suchen sich Kenntnisse auf allen Gebieten anzueignen. Aber die Rechtspflege hat sich so weit ausgebreitet, daß es selbst dem fleißigsten Mann noch möglich ist, den gewaltigen Stoff zu bewältigen. Die sozialpolitische Gesetzgebung hat die Juristen gezwungen, sich mehr mit den Verhältnissen des praktischen Lebens zu beschäftigen. Der Grundstein hierfür muß schon auf der Universität gelegt werden. Die weitere Ausbildung muß in Vorbereitungskursen und in praktischer Ausbildung nachher in der Praxis erfolgen. Als eines der Mittel, um die jungen Juristen in das Wirtschaftsleben einzuführen, darf die Beschäftigung industrieller Werke und kaufmännischer oder landwirtschaftlicher Unternehmungen angesehen werden. Derartige Beschäftigungen darf man in ihrer Bedeutung und Wirkung nicht überschätzen. Aber man soll sie auch nicht unterschätzen. Der Justizminister hat auch in zwei Erlassen anerkannt, daß die Juristen, um einen verständnisvollen Einblick in das Wirtschaftsleben zu bekommen, vorübergehend in einem freien Berufe, zum Beispiel landwirtschaftlichen, gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betriebe, beschäftigt werden möchten. Der Verein „Recht und Wirtschaft“ hat in dankenswerter Weise die Vermittlung der Beschäftigung der Juristen übernommen. Er hat zu diesem Zwecke ein Rundschreiben an die Handelskammer gerichtet. Es wäre wünschenswert, daß die Industrie hiervon einen ausgiebigen Gebrauch macht. Ich möchte auch daran den Wunsch knüpfen, daß die industriellen Unternehmungen den Juristen eine mögliche Vergütung zuteil werden lassen. Gewiß ist die Zu-

kunft in diesem Falle in erster Stelle der gebende Teil, die Justiz der nehmende Teil. Aber von einer beratenden Beschäftigung wird auch die Industrie durch den Rückblick dieser Informationen auf die Rechtsprechung Nutzen haben. Man wird es als Sache der Justizverwaltung zunächst ansehen müssen, den Juristen Dienst der Justizverwaltung nach ihrem besten Wissen und Gewissen zu regeln. In dieser Beziehung müssen wir uns das nötige Vertrauen schenken. Aber darüber muß ich doch dem Bedauern Ausdruck geben, daß die trefflichen Ausführungen des Justizministers hier im Hause über die Anstellung der Juristen offenbar von den nachgeordneten Behörden in der Provinz nicht gelesen worden sind; denn sonst würden sie sich damit wohl nicht in Widerspruch setzen. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Grundfrage über die Anstellung der

Präsidentenassessoren.

wie sie hier der Justizminister in einwandfreier Weise dargelegt hat, in der Praxis leider nicht befolgt werden. Es herrscht dort eine schematische Bevorzugung der Präsidentenassessoren. Auch die Art der Abkündigung der Assessoren kann nicht als richtig angesehen werden. Erst jüngst sind uns aus drei Oberlandesgerichtsbezirken Mitteilungen zugegangen, nach denen Assessoren nach siebenjähriger Tätigkeit und nachdem sie auch schon eine Reihe von Kommissionen verwaltet hätten, den sogenannten blauen Brief bekommen haben. Ein Assessor, der auf diese Weise abgehoben wird, kommt nirgends mehr an, weder in der Industrie, noch im Handel, noch im Verkehr. Ihm bleibt das einzige Mittel: die Rechtsanwaltschaft. Durch die dauerliche Ueberfälligkeit kommt es auch, daß Assessoren in der Strafammer beschäftigt werden. Man kann wegen der Ueberfälligkeit nicht dagegen einwenden. Aber die Frage ist doch die, ob dieses System nicht auf die Dauer die Zuverlässigkeit unserer Rechtspflege beeinflussen muß. Der Assessor, der ständig das Damoklesschwert, daß in unserem paperenen Zeitalter die Gestalt des blauen Briefes angenommen hat, über sich fühlt, muß auf die Dauer geradezu in einem gewissen Konflikt hineinkommen. Es ist ganz natürlich, daß die Assessoren in der Angst schwelgen, daß ihnen bei unangünstigen Zeugnissen seitens des Vorsitzenden

Der blaue Brief droht.

Vor einigen Jahren habe ich mich gegen das sogenannte Versorgungssystem bei Staatsanwälten und Richtern wenden müssen. Vom Ministerium aus suchte man mich damals eines besseren zu belehren. Ich weiß nicht, ob der Herr Minister auch heute noch bestreitet, daß für die Anstellung und Beförderung von Staatsanwälten ein Versorgungsprozeß derart besteht, daß die Altersgrenze gegenüber früher ganz deutlich herabgesetzt ist. Der Abg. Liebmacht hat hier gestern eine Statistik über die Kriminalität nach dem Religionsbekenntnis vorgelegt. Die Statistik ist ein Musterbeispiel dafür, wie man keine Statistik machen soll. Eine bedenkliche Erscheinung ist der hier in Berlin geführte

Prozeß gegen die Hedwig Müller.

Wie müssen uns mit aller Entschiedenheit dagegen wehren, daß das Tribunal zur Erene herabgewürdigt wird. Bei manchen vorliegenden Gerichtsverhandlungen hat man den Eindruck, als ob die Vorsitzenden dies nicht immer mit der nötigen Entschiedenheit verfahren. Eine unerfreuliche Erscheinung in dem Prozeß ist die Vernehmung der Sachverständigen und die Behandlung der Angeklagten durch den Vorsitzenden und den Staatsanwalt. Der Prozeß Müller ist wahrlich kein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Justiz. Der schönste Lohn für einen Richter ist das Bewußtsein: Du hast Recht gesprochen ohne alle Rücksicht, ohne nach rechts und links zu sehen. (Beifall im Centrum.)

Justizminister Dr. Bessler: In dem Dortmund-Fall hat man der Justizverwaltung vorgeworfen, sie hätte Anlässe erheben müssen. Tatsächlich bestand sich unter den Antragstellern ein Rechtsanwalt, der zu der Zeit, als der Antrag einging, sich in Untersuchung-

haft wegen schwerer Urkundenfälschung befand, dem nachher der Prozeß gemacht wurde, und der sich augenblicklich in Strafbast befindet. Ob es im Interesse der Anwaltschaft und gerade dieses Anwalts gewesen wäre, derartige Dinge in breiter Öffentlichkeit zu verhandeln, ist zweifelhaft. Nach Ansicht der Justizverwaltung hätten die Lokalbehörden richtig gehandelt. Im übrigen hält es die Justizverwaltung durchaus für ihre Pflicht, auch da einzugreifen, wo die Ehre des Anwaltsstandes angegriffen wird.

Neben dem Prozeß Hedwig Müller weiß ich nichts Näheres. Träte das aber zu, was die Zeitungen schildern, so nehme ich keinen Anstand, zu sagen, daß ich das Verhalten des Vorsitzenden und des Staatsanwalts nimmermehr billigen könnte. Bei Beförderungen wird lediglich die Loyalität geprüft und der Geeignetheit befördert. Das trifft Jüngere und Ältere.

Abg. Delbrück (konf.): Im Justizdienst sollten technische Hilfsmittel, wie das Telefon, mehr verwendet werden. Mit praktischen Übungen und Besichtigungen industrieller Unternehmungen befähigt man die „Weisfremdheit“ der Richter nicht. Dieser Vorwurf bezieht sich nicht auf Mangel an Kenntnissen, sondern auf Grundlosigkeit. Der Fall Müller ist nach den Ausführungen des Justizministers für uns erhellend. Ich möchte nur bezweifeln, ob es richtig ist, in einer Weise, wie der Abg. Jäschke es tat, über einen Abwesenden den Stab zu brechen. (Zustimmung rechts.) In der Frage des Eides bin ich der Ueberzeugung, daß es dem größten Teil unseres Volkes mit dem Eide durchaus ernst ist. (Sehr richtig! rechts.) Wenn ein Zeuge nicht schwören will, weil er nicht an Gott glaubt, so kommt es dabei darauf an, wie er dieses vorbringt, ob er etwa damit gewissermaßen vor Gericht renommieren will. Es ist nicht zu billigen, wenn jemand so vor dem Gericht auftritt. (Rufe der Sozialdemokraten: Man soll die Wahrheit sagen!) Die Beschuldigung von Falschungen

mit Reproduktionen nachher künstlerischer Darstellungen ist angebracht, wenn ganze Schaufenster damit verhängt sind, wo vielleicht Watfaden oder Fortbildungsschüler vorübergehen. Gewiß kann die Erziehung unsere Augen dahin bringen, daß sie bei solchen Sachen nicht stehen. Sind wir aber denn wirklich ein so gesund empfindendes Volk? Wir sollen froh sein, daß die Staatsanwälte nicht nach dem Gefühl entscheiden. Die Sozialdemokraten selber verachten als die Gesetze, deren Befolgung uns obliegt. (Unruhe bei den Sozialdemokraten.) Selbst der Abg. Liebmacht glaubt nicht, daß unsere preussischen Richter absichtlich schlaflüssig treiben. Daß in unruhigen Zeiten schwerere Strafen verhängt werden, ist nur begreiflich. Die Strafe dient nicht nur der Besserung, sondern auch der Abschreckung.

Abg. Cassel (Sp.): Die Abschreckung darf nicht im Vordergrund stehen; die Strafe soll eine Sühne für begangenes Unrecht sein. Wenn ein Zeuge, der in ersten Ringen zu der Ueberzeugung gekommen ist, es gebe keinen Gott, sich vor Gericht darauf beruft, so kann er deswegen nicht ungläubig sein. (Sehr richtig! links.) Der Justizetat ist nicht der richtige Ort, über Anträge und Bestrebungen der Session lange Ausführungen zu machen. Das gilt namentlich von den gestern vom Abg. Kanitz vorgelegten Abbildungen. Im Falle Müller stimmen wir dem Abg. Jäschke vollkommen zu. Gegen die Ausführungen des Abg. Delbrück müssen wir uns ganz entschieden wenden. Was der Vorsitzende mündlich sagte, entsprach durchaus nicht der Meinung des Gerichts. Das Gericht war der Anschauung, daß der Angeklagte im besten Glauben gehandelt habe, und daß ihm der Schwur des § 193 zur Seite stand. Die Wiedergabe der Urteilsgründe durch den Vorsitzenden war nicht nur falsch, sondern auch eine

Verleumdung des ganzen Kollegiums.

Ich erlaube an, daß der Justizminister im Dortmund-Falle von den besten Richtern ausgegangen ist, doch hat er den Interessen des Anwaltsstandes nicht gedient. Auch in kleinen Städten herrscht die Sensationslust des Sublimes. Ich möchte den Richter

biten, den Haß wasser nochmals zu prüfen; auf Grund von Zeitungsberichten sollte man kein abschließendes Urteil über Gericht und Staatsanwalt fällen. Eine schonende Behandlung war in diesem Falle nötig, da es sich um eine sehr öffentliche Person handelte und die Gefahr bestand, daß der Prozeß wegen des Gesundheitszustandes der Angeklagten abgebrochen werden mußte. Bei dem Urteil war jedoch von einer besonderen Rücksicht nichts zu spüren.

Wenn die Präsidentenassessoren schon durchschnittlich nach drei Jahren, die anderen aber erst nach 6 Jahren angestellt werden, so ist das eine zu weitgehende Verlässlichkeit des Präsidenten. Bedenklich ist es, wenn bei der Abkündigung das Schicksal eines Menschen in die Hand eines einzelnen gelegt wird; vielleicht könnte man hier eine telegrafische Befehlsgabe einführen.

Wenn neue Richterstellen nötig sind, so müssen die bewilligt werden. Die Dienstwohnungen dürfen nicht zu luxuriös und nicht zu groß sein, weil sonst ein unmöglicher Richter eine solche Wohnung gar nicht bezahlen kann. Nützliche Vorstände von Handelskammern sollten zu Landgerichtsdirektoren ernannt werden. Wenn gesagt wird, der Sachverständige solle entscheiden, so meine ich, der Sachverständige soll die Güte des Richters sein, entscheiden muß immer der Richter selbst. Möchte man die Laien bei der Rechtspflege entfernen, dann würde eine Rüst entstehen zwischen der Rechtspflege und dem Rechtsbewußtsein des Volkes. (Beifall links.)

Justizminister Dr. Bessler: Eine Anordnung über mögliche Benutzung des Telefons ist bereits erlassen. Den Wunsch des Vorredners, daß Handelskammerpräsidenten zu Landgerichtsdirektoren ernannt würden, würde ich gern erfüllen. Nur läßt sich die Sache nicht immer so leicht machen. Bei den neuen Dienstwohnungen werden besondere Aufwendungen nicht gemacht.

Abg. Haarmann (nfr.): Beim Krupp-Prozeß hat wohl niemand so leicht abgeschrieben wie Herr Liebmacht. Seine Rede war eine Redaktionsnotiz. Herr Liebmacht hat behauptet, Herr Köchling hätte gesagt, die Justiz müsse sich der Staatsanwaltschaft unterwerfen. Im Vorjahre machte er mir denselben Vorwurf. Ich habe ihn widerlegt, und Herr Köchling hat so etwas auch nicht gesagt. Er sprach überhaupt nicht von einem Richter, sondern von einem Staatsmann, dem Reichs-kanzler. Mit den Ausführungen des Abg. Kanitz über den Müller-Prozeß bin ich einverstanden, nur wende ich mich dagegen, daß der Richter absichtlich zum Ausbruch gebracht habe, daß er mit dem Urteil nicht einverstanden sei. Daß es eine unerwünschte Verleumdung. Für die Dienstwohnungen muß noch mehr gesehen, namentlich bei den Oberlandesgerichtspräsidenten.

Abg. Dr. Dreht-Narburg (freil.): In dem Krupp-Prozeß ist keinerlei nicht verurteilt worden. Durch den Müller-Prozeß wird es, daß Herr Koetger damals hätte verurteilt werden können, weil der Verdacht nicht als berechtigt erwiesen hat. Nachdem der Krupp-Prozeß hier so ausführlich behandelt ist, muß auch der Zustand hier objektiv festgestellt werden. Bei der Ausbildung der jungen Juristen sollte das öffentliche Recht mehr berücksichtigt werden.

Justizminister Dr. Bessler: Die Prüfungsordnungen enthalten entsprechende Bestimmungen, daß die Richter des öffentlichen Rechts gehört werden sollen. Hierauf wird ein Antrag auf Schluß der allgemeinen Besprechung angenommen.

Abg. Dr. Liebmacht (Soz.) bemerkt persönlich, daß der „Dannoverische Courier“ seine Angaben über die Kriminalität der Konfessionslosen selbst berichtigt habe. Auch Abg. Haarmann hat meine Ausführungen über den Krupp-Prozeß falsch wiedergegeben. Bei den in den Schranken verurteilten Angeklagten handelt es sich nicht um die Firma Krupp, sondern um eine andere in letzter Zeit vielgenannte große Firma. Das Gedächtnis des Ministers wird bewilligt.

1811

erwarb Mathews Müller den Frl. von Schlemmer Hof in Elville

Seit 100 Jahren

bist du der Name Mathews Müller für Güte, langes Lager und größte Bekanntheit

Müller Extra

1911

erwarb Mathews Müller den Frl. von Schlemmer Hof in Elville

Koche mit Knorr

Montag: Anorr-Weibstreuensuppe
Dienstag: Anorr-Kumpfsuppe
Mittwoch: Anorr-Giersternsuppe
Donnerstag: Anorr-Fapelsuppe
Freitag: Anorr-Gefüllte Suppe
Samstag: Anorr-Tomatensuppe
Sonntag: Anorr-Pilzsuppe

48 Sorten Anorr-Suppen.
1 Würfel 3 Teller 10 Pfg.

F. J. Petry, Dentist, Bingen a. Rh.

Röntgenstrahlen, Zahnkuren aller Systeme. — Zahnziehen fast schmerzlos mit n. eqn. Narkose, Zahneinlagen. — Sprechstunde, Werktag vorm. 9-11 Uhr, nachm. 2-5 u. Sonntag v. 10-2 Uhr.

Christine Litter

32 Rheinstraße 32, part.
Alleeseite — vis-a-vis Regierungsgebäude.

Zu außergewöhnlich billigen Preisen empfehle für Erstkommunikantinnen

weiße, schwarze und farbige

Kleiderstoffe

modernster Art, in großer Auswahl.

Ganz besonders preiswert!

Schweizer Stickereistoffe

und Volants in Voile-Mull und Batist
120 cm breit.

Reizende Neuheiten in Ballstoffen

Täglich Eingang von

Frühjahrs-Neuheiten

in Woll- und Seidenstoffen.

An-, Um- und Abmeldezettel
Buchhandlung der Rheinischen Volkszeitung, Wiesbaden

Institut St. Joseph

Höhere Mädchenschule und Pensionat der Ursulinen in Weisenheim a. Rhein

Derliche, gesunde Lage / Gediegener Unterricht / Hauswirtschaftslehre
Beginn des Sommersemesters: 21. April — Nähere Auskunft erteilt die Oberin.

Haushaltungs- und Fortbildungs-Pensionat

St. Maria der Engl. Fräulein

Bad Homburg v. d. H. Ersatz für d. Frauenschule.

Damit verbunden „Villa Dreikaiserhof“ zur Aufnahme von Kurgästen.

Prospekt und nähere Auskunft durch Die Oberin.

Institut St. Mariä

Mainz der Englischen Fräulein Mainz

Höhere Mädchenschule. Wissenschaftl. u. Haushaltungs-Pensionat. Vorzügliche Ausbildung in Sprachen. (Engl., Franz., Ital., Spanisch u. Latein.) Prospekte durch die Oberin.

Verlobte

und Interessenten

Sollen nicht verheiratet werden, ohne vorherige Beratung mit dem Verlobten. In der Zeit der Verlobung ist es sehr wichtig, dass man sich über die Verlobten in der besten Weise unterrichtet. In der Zeit der Verlobung ist es sehr wichtig, dass man sich über die Verlobten in der besten Weise unterrichtet.

B. S. m. i. t.

Wohnungs-Einrichtungen, Innenausbau / Wiesbaden

Friedrichstraße 24, Durchgang zum Hofplatz / 14. Zimmer / 1. Stock / 2. und 3. Stock

In der Einzelberatung erwähnt
 Abg. Dr. Liebsch (Soz.) den Prozeß Rötter in
 Rotenburg, in dem sich die Journalisten über den Vor-
 sitzenden beim Kammergerichtspräsidenten beschwert,
 aber noch keine Antwort erhalten hätten.
 Abg. Haenisch (Soz.): Am Freitag Vormittag hat
 ein katholischer Geistlicher ein 16jähriges evangelisches
 Mädchen wider Willen ihrer Eltern zum Heirat in
 die katholische Religion vorbereitet und von ihren
 Eltern ferngehalten. Erst durch Vermittlung des Vor-
 mundschaftsgerichts wurde das Mädchen den Eltern
 wieder zugeführt. Trotz erregter Volksversammlungen
 ist die Staatsanwaltschaft nicht eingeschritten.
 Ein Regierungskommissar erklärt: Der Justiz-
 minister hat sich mit der Sache noch nicht befaßt.
 Abg. Bell (Ztr.): Das für eine strafbare Hand-
 lung des Kaplans vorgelegene habe ich mit nicht
 klar. Es ist doch Gefährdung, nicht in ein schwed-
 des Verfahren einzutreten. Wenn sich der Kaplan
 wirklich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht
 hat, sind wir die allerersten, die den Kaplan vor
 Strafe schützen wollen.
 Abg. Gronowski (Ztr.): Es ist bezeichnend, daß
 einer der radikalsten Sozialdemokraten nach dem
 Staatsanwalt ruft, weil es sich um einen katholischen
 Geistlichen handelt. Die Sozialdemokraten haben schon
 in Rotenburg diesen Fall in der kulturkampferischen
 Weise ausgeschaltet, um die evangelischen Arbeiter
 zu gewinnen. Sie haben aber damit keinen Profit
 gemacht, ihr Ansehen ist gesunken an dem gefunden
 Stand der evangelischen Arbeiter. Die Sozialdemo-
 kraten haben doch sonst in ihrem Programm den Soz.,
 daß jeder über 14 Jahre alte über seine Religion selbst
 befinden müßte. In diesem Falle aber handelt es sich
 um ein 16jähriges Mädchen, das zweimal den Wunsch
 geäußert hatte, in der katholischen Religion unter-
 richtet zu werden. In seiner Partei gibt es so wenig
 Selbstfreiheit, wie bei den Sozialdemokraten. (Bei-
 fall im Zentrum.)

Abg. Dr. Campe (nfl.): Sollten die Darstellungen
 des Abg. Haenisch zutreffen, so würde es allerdings
 gehen sein, daß die Staatsanwaltschaft einschreite.
 Die Sache gehört durchaus herüber. Ein Jurist müßte
 allerdings das Vorliegen strafbarer Handlungen aus
 dem Tatbestande herausfinden. Drohung, Nötigung,
 Verleitung zum Meineid, Freiheitsberaubung. Das
 Eingehen eines Wahlbündnisses mit dem Zentrum
 verleiht noch lange nicht die Kritik. Bezeichnend für
 die sozialdemokratische Agitation ist folgender Vorfall.
 Ich bekam einmal den „Volkswillen“ aus Hannover
 zugesandt mit der rot unterstrichenen Überschrift: „Das
 braunkaisische, durchaus ungerechte Urteil“, und es war
 sehr hervorgehoben: „Selbstverständlich hat unser
 Verteidiger sofort Revision eingelegt.“ Später ergibt
 die Mitteilung, daß die Revision zurückgezogen worden
 wäre. Man wußte, daß nach Recht und Gerechtigkeit
 gestreift wird, und so deshalb die Revision zurück.
 (Beifall bei den Nationalliberalen.)

Abg. Dr. Liebsch (Soz.): Wer eine Revision
 zurückzieht, billigt damit durchaus noch nicht das Ur-
 teil. In unserem Programm steht nichts davon, daß
 ein 14 Jahre alter über seine Religion selbst ent-
 scheiden soll. Der Abg. Gronowski ist nur brauchbar
 als Zentrumsdeputierter. (Präsident Graf Schwerin-
 als Zentrumsgesandter: „Selbstverständlich hat unser
 Verteidiger sofort Revision eingelegt.“) Später ergibt
 die Mitteilung, daß die Revision zurückgezogen worden
 wäre. Man wußte, daß nach Recht und Gerechtigkeit
 gestreift wird, und so deshalb die Revision zurück.
 (Beifall bei den Nationalliberalen.)

Abg. Dr. Liebsch (Soz.): Wer eine Revision
 zurückzieht, billigt damit durchaus noch nicht das Ur-
 teil. In unserem Programm steht nichts davon, daß
 ein 14 Jahre alter über seine Religion selbst ent-
 scheiden soll. Der Abg. Gronowski ist nur brauchbar
 als Zentrumsdeputierter. (Präsident Graf Schwerin-
 als Zentrumsgesandter: „Selbstverständlich hat unser
 Verteidiger sofort Revision eingelegt.“) Später ergibt
 die Mitteilung, daß die Revision zurückgezogen worden
 wäre. Man wußte, daß nach Recht und Gerechtigkeit
 gestreift wird, und so deshalb die Revision zurück.
 (Beifall bei den Nationalliberalen.)

Abg. Adolf Hoffmann (Soz.) (mit Oh!-Rufen be-
 grüßt): Ja, meine Herren, Sie zwingen mich dazu.
 (Heiterkeit.) Sie lachen schon wieder über Ihre eigene
 Scham. Gütte ich auch eine gute Scham bezeugt, dann
 wäre ich nur halb so dumm wie mancher (der Präsi-
 dent greift zur Glocke) außerhalb dieses Hauses.
 (Stürmische Heiterkeit.) Das Zentrum braucht wieder
 einen Kulturkampf. Es hat mit seinen Gewerkschaften
 jetzt zu tun, und es paßt ihm sehr zu recht, sagen zu
 können, die Sozialdemokraten fangen wieder den
 Kulturkampf an! Bei der Landtagswahl hat der Abg.
 Gronowski unsere Bedingungen unterschrieben, weil
 er gewählt werden wollte. Das zweite Mal fallen

wir aber auch auf seine schriftlichen Erklärungen nicht
 herein. (Heiterkeit.)
 Abg. Bell (Ztr.): Herr von Campe hat wohl nur
 in seinem eigenen Namen gesprochen. Den Dank vom
 Hause Liebsch hat er sofort bekommen. Den Sozial-
 demokraten war es nur darum zu tun, ihren Haß
 gegen die Religion Ausdruck zu geben.
 Abg. Gronowski (Ztr.): Das Bündnis mit den
 Sozialdemokraten haben wir freiwillig geschlossen.
 Ein solcher Fehler wird jedoch nicht wieder gemacht!
 Wir haben heute die Kulturkampfsdebatte nicht ange-
 fangen. Einen Kulturkampf brauchen wir nicht. Einen
 Kampf ums Recht führen wir schon lange, und deshalb
 werden wir die Sozialdemokraten bekämpfen, so sehr
 wir können. (Beifall im Zentrum.)
 Ein Antrag auf Schluß dieser Besprechung wird
 angenommen. Darauf verläßt das Haus nach einer
 kurzen persönlichen Bemerkung des Abg. Dr. von
 Campe (nfl.) gegenüber dem Abg. Bell die Weiter-
 beratung auf Sonnabend 11 Uhr.
 Schluß 5 Uhr.

Deutscher Reichstag.

Stimmungsbild aus dem Reichstage.

— Berlin, 6. Februar.

Die Reichs-Volkstretungsmaschine klap-
 pte heute ungewöhnlich laut, und das Ergeb-
 nis der Arbeit war denn auch außerordentlich
 vielseitig. Es war nämlich der Tag der An-
 tragsberichterstattung. Zunächst gab's ein paar kurze
 Anfragen, und nachdem man dann die Wahl
 des Abg. Werner-Gieseler für gültig erklärt, trat
 man an die Abstimmung heran. Zuvor waren
 noch einige Vorarbeiten in Gestalt der Beilegung
 allerlei Geschäftsordnungsbedenken zu
 leisten. Dann kam man endlich zur Abstim-
 mung, und dabei wurden die gestern erörterten
 Anträge zum Reichsvereinsgesetz vom Zentrum
 unterstützt durch die Sozialdemokraten, Polen
 und Dänen, zum Teil durch die Freisinnigen,
 angenommen. Die konservative Resolution
 gegen den Mißbrauch des Koalitionsrechtes
 fand nur sehr geringe, längst nicht ausrei-
 chende Unterstützung, während der nationallibe-
 rale Antrag auf Abfassung einer Denkschrift
 über Ausbreitungen des Koalitionsbundes an-
 genommen wurde. Bei der Weiterberatung des
 Etats arbeitete man sich durch einige Titel
 hindurch, bis man dann wieder, gelegentlich
 eines fortgeschrittenen Antrages über Errich-
 tung eines Reichsschulamtes zur Abstimmung
 kam. Der Antrag fand Annahme gegen die
 Stimmen der Rechten und des Zentrums, des-
 gleichen der nationalliberale Antrag auf Um-
 änderung des Bundesamtes für Heimatwesen
 in ein Reichsamt für Heimat- und Finanz-
 wesen.

Stimmungsbild aus dem Reichstage.

207. Sitzung vom 6. Februar.

Am Bundesratsitz: Dr. Delbrück.
 Präsident Dr. Raempp eröffnet die Sitzung um
 1 Uhr.

Kurze Anfragen.

Zwei kurze Anfragen der Abg. Schmitt-
 Bürgburg (Soz.) und Dr. Liebsch (Soz.) be-
 zogen sich auf den
 ausländischen Arbeitern,
 die in Deutschland Beschäftigung suchen. Sie sind der
 Sozialdemokratischen Partei unterstellt und können
 auch im Auslande volle Sozialversicherungen beziehen.
 Nach der Reichsversicherungsordnung werden aber die

Bezüge der Hinterbliebenen dieser Arbeiter auf die
 Hälfte ohne Reichszuschuß beschränkt. Ferner sind
 solchen Arbeitern von der Arbeiterlegitimationskarte
 verlangt worden.
 Ministerialdirektor Caspar teilt mit, daß über die
 Rentenfrage Erwägungen im Gange sind.
 Ministerialdirektor Dr. Kewald erklärt, daß die
 Frage der Arbeiterlegitimationskarte Sache der
 Einzelstaaten ist.
 Die Wahl des Abg. Dr. Werner-Gieseler
 (nfl.) wird für gültig erklärt. Ueber die
 Wahlen der Abg. List (nfl.), Graf von Oppers-
 dorff (v. l. v.) und von Volke (kons.) werden
 Weiterberathungen beschlossen.

Die Abstimmungen über die Resolutionen.

Die Resolutionen der Polen, des Zentrums und
 der Sozialdemokraten, die einen Ausbau des
 Vereinsgesetzes, die Befestigung des
 Sprachenparagraphen, die Aufhebung des
 Verbots der Beteiligung von Jugendlichen usw.
 fordern, werden mit großer Mehrheit ange-
 nommen. Die Resolution Graf v. Kewald, die
 einen Gesetzentwurf gegen den Mißbrauch des Koali-
 tionsrechtes und ein Verbot des Streikposten-
 rezens verlangt, wird gegen die Rechte abge-
 lehnt. Die Resolution Waffermann (nfl.), die
 eine Denkschrift über die Arbeits- und Reichsvereins-
 nisse der Staatsarbeiter beantragt, wird angenommen.
 Angenommen wird auch eine Resolution Behrens,
 die Material über die Ausbreitung des Koalitions-
 wesens, besonders, soweit sie von Arbeitgeberseite ver-
 urteilt sind, wünscht. Eine weitere Resolution Waffermann,
 die gleichfalls Erhebungen über Ausbreitung des
 Koalitionsrechtes veranlassen will, wird abgelehnt. An-
 genommen wird eine Resolution Spahn, wonach die
 Mitgliedschaft über die Entschlüsse des Bundesrats noch-
 mehr der Budgetkommission überlassen werden soll.
 Ueber die übrigen Resolutionen wird am Schluß der
 zweiten Lesung des Etats des Reichsamtes des Innern
 abgestimmt werden.

Der Etat des Reichsamtes des Innern.

(Dreizehnter Tag.)

Die Einzelberathung wird fortgesetzt. Zur
 Reichsversicherungsordnung hat das Reich rund
 50 Millionen Mark zu zahlen.

Abg. Wollensbühl (Soz.): Für die Witwen und
 Waisen der Arbeiter wird nicht genügend gesorgt. Die
 Regierung kommt nie über Erwägungen hinaus.

Gesamtheit Kurin teilt mit, daß die Berechnung des
 Reichszuschusses durch die Reichsversicherungsordnung
 auf eine neue Grundlage gestellt worden sei. Die
 Hinterbliebenenrenten sind an den Zahlungen des
 Reichs mit 73 Prozent beteiligt, die Invalidenver-
 sicherung mit 31 Prozent. Eine Regelung der Waisen-
 versicherung allein ist unmöglich.

Abg. Kewald (Soz.) fordert eine größere Unter-
 stützung der Familien der zur Werbung eintretenden
 Reservisten.

Abg. Erzberger (Ztr.): Wir schließen uns diesem
 Bunde an und wundern uns über die ablehnende
 Haltung der Regierung. Angesichts der unabweisbaren
 Summen des Etats sollte man nicht so kleinlich sein.
 Die Gewährung einer

Aufwandsentschädigung
 an Familien, die drei und mehr militärisch-tätige
 Söhne haben, ist eine der erfreulichsten Kultur-
 gaben und es wäre zu wünschen, daß die Auszahlung
 dieser Gelder, die bisher noch niemand bekommen hat,
 sehr bald erfolge. Leider fehlen dazu immer noch die
 Ausführungsbestimmungen des Bundesrats. Die
 Auszahlung sollte halbjährlich erfolgen.

Ministerialdirektor Dr. Kewald: Die Normulare
 für die Anmeldungen werden klar und einfach sein.
 Die Auszahlung wird auch vereinfacht werden.

Abg. Thüne (Soz.): Die Auszahlung der Auf-
 wandsentschädigungen sollte vierteljährlich erfolgen.

Abg. Erzberger (Ztr.): Das Gesetz über die
 Unterstützung der Familien überder Mannschaften
 sollte mindestens zum Februar 1915 in Kraft treten.
 Es folgt der Titel Aufwendungen für Handel und
 Gewerbe.

Abg. Dr. Dahlem (Ztr.) und Abg. Waffermann
 (nfl.) bitten, diese Gelder auch für die Kleinschiffahrt
 zu verwenden.

Ministerialdirektor Caspar: Erwägungen dar-
 über sind im Gange.

Abg. Wender-Vernburg (Soz.): Hoffentlich kommt
 die Regierung einmal aus den Erwägungen heraus.
 Es folgen Aufwendungen im Interesse der Land-
 wirtschaft.

Abg. Wollensbühl (Ztr.) befragt über die Förde-
 rung des Obstbaues und des deutschen Pomologen-
 vereins.

Es folgt der Titel Reichsschulkommission.

Abg. Eiserich (Ztr.) empfiehlt eine Resolution
 Ablass, die die Reichsschulkommission zu einem Reichs-
 schulamt ausbauen will, das als Beratungsstelle für
 das ganze deutsche Schulwesen dienen soll. Nach
 10jähriger Tätigkeit kann in Posenburg einem
 Lehrer ohne Grund gekündigt werden. Den Semina-
 risten sollte man früher als bisher den Einjährig-
 schen gewähren.

Abg. Dr. Ortman (nfl.): Die geringen Leistungen
 der Reichsschulkommission haben ihren Grund ledig-
 lich in der ganz mangelhaften Organisation. Leider
 hat die Regierung bisher eine klare Stellungnahme
 zu der Frage der Verbesserung vermissen lassen.
 Die Reichsschulkommission muß ausgebaut werden.
 Wir stimmen dem fortgeschrittenen Antrag zu. Die
 sozialdemokratische Forderung eines besonderen
 Reichsamtes für das Schulwesen lehnen wir ab.

Abg. Schulz-Erfurt (Soz.): Wir fordern ein
 selbständiges Reichsamt für das Schul- und Bil-
 dungswesen. Notwendig ist ein Reichsschulgesetz.

Abg. Marx (Ztr.): Hinter dem bedeutenden
 Namen Reichsschulkommission steht in der Tat sehr
 wenig. Wir sind unter keinen Umständen dafür zu
 haben, daß das gesamte deutsche Schulwesen zu einer
 Reichsinstitution gemacht wird. Die Resolutionen
 lehnen wir ab.

Abg. Dr. Kerschensteiner (Ztr.): Es handelt sich
 gar nicht um die Zentralisation der Kulturaufgaben,
 sondern nur um ihre Förderung in dem Sinne, daß
 sie gemeinsame Stoffe erlangen.

Abg. Schulz-Erfurt (Soz.): Wir werden in einem
 Initiativantrag ein Reichsschulgesetz fordern.

Die Resolution der Volkspartei wird angenommen,
 die der Sozialdemokraten abgelehnt.

Bundesamt für Heimatwesen.

Abg. Schiffer (nfl.) beantragt einen Gesetzentwurf,
 das Bundesamt für Heimatwesen auszubauen zu
 einem Reichsamt für das Heimat- und Finanz-
 wesen zur Uebernahme der lehrplanmäßigen Ent-
 scheidungen in Reichsfreiheiten aus dem Reichs-
 trags- und Reichsvereinsgesetz.

Abg. Graf v. Kewald (kons.): Der Antrag würde
 ein Reichsüberwachungsamt schaffen. Das
 lehnen wir aber grundsätzlich ab.

Abg. Dove (Ztr.): Der öffentliche Reichsschul-
 schuss sollte zu einem Reichsüberwachungsamt
 kommen.

Abg. Erzberger (Ztr.): Es gibt andere Wege, um
 Zweifelsfragen in der Auslegung der Gesetze zu
 beseitigen. Der Bundesrat ist die geeignete Instanz.

Abg. Dr. Kewald (Soz.): Graf v. Kewald hat uns
 überzeugt, daß der Antrag Schiffer auf ist. (Heiterkeit.)
 Der Antrag wird mit den Stimmen der Linken
 angenommen.

Sonnabend 12 Uhr: Weiterberathung.
 Schluß 6 1/2 Uhr.

Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen, Reiben,
 Hexenschuß. In Apotheken Fl. M 1,30.

Man verlange beim Einkauf ausdrücklich

Achtung!

MAGGI Suppen-Würfel

Schutzmarke Kreuzstern.

Andere Suppenwürfel stammen nicht von MAGGI.



„MAGGI's gute, gesunde Küche“

Broder Feldberg
 Gasthaus Walküre wird von Touristen bestens empfohlen.
 Telefon 92 Amt Königstein.
 Mäßige Preise. — Reservierung für Vereine.

Fastring Lanolin-Selbe

Der Haut zuträglichste, wohlfeilste Toilette-
 seife, 250g 20 Pfennig, 500g 35 Pfennig.
 Angemessen für langjährige Fabrikanten
 der Pfingstseife: C. Naumann, Offenbach a. M.

Schwefelsaures Ammoniak

ist das erprobte und bewährte

Stickstoffdüngemittel der praktischen Landwirtschaft

Kopfdüngung und zur Frühjahrsdüngung

für alle Kulturpflanzen und auf allen Bodenarten
 in Feld und Garten, auf Wiesen und Weiden.

Tausende von Versuchsergebnissen der großen Praxis liefern den Beweis hierfür.

Keine Verluste durch Verdampfen oder Verdunsten
 Kein Verfrachten der Güter, keine Lagerfrucht
 Kein Verschleiß, keine Vergiftungsgefahr

das gegen

Schutz gegen Pflanzenkrankheiten
 Erhöhte Ernten bis 100% und mehr
 Bessere Beschaffenheit und Güte
 Längere Haltbarkeit der Früchte

Reingewinn pro ha Mk. 200.— bis Mk. 300.— und mehr.

Schwefelsaures Ammoniak liefern alle landwirtschaftlichen Vereine, Genossenschaften, Düngemittelhändler und Düngemittelfabriken.
 Der Preis ist so gestellt, daß die Stickstoffeinkauf im schwefels. Ammoniak erheblich billiger ist als im Chilisalpeter.
 Ausführliche Schriften über Herstellung, Anwendung und Wirkung zu den einzelnen Kulturpflanzen sowie Rat und Auskunft in allen
 Düngungs- und Wirtschaft Angelegenheiten gratis unentgeltlich durch die

Landwirtschaftliche Auskunftsstelle der Deutschen Ammoniak-Verkaufs-Vereinigung, G. m. b. H.

Coblenz, Hohenzollernstraße 100.

welche auch Düngungsverfäße bei kostenloser Lieferung der benötigten Düngemittel unentgeltlich einstellt.

Bruchbänder



Leicht gearbeitet, den Bruch gut zurück-
 haltend, werden nach Maß und unter
 Garantie für richtigen Sitz in
 eigener Werkstatt angefertigt. Ebenso
 Leiblinden und diverse Bandagen
 für Unverletzliche Wanderer, etc.

Für Damen erfahrene weib. Bedienung!
 Leidende haben a. klug, wenn Sie sich bei Bedarf an einem ersten
 und durchaus erfahrenen Fachmann wenden.

Als solcher empfiehlt sich: **Max Symank, Bandagist,**
 Telefon 3086. Wiesbaden Webergasse 26.

Dr. Thompson's Seifenpulver

(Schutzmarke Schwan)

eignet sich nicht nur zum Waschen, sondern wird auch
 vorteilhaft verwendet beim Putzen, Scheuern und Abseifen.
 Es ist daher im Haushalt

unentbehrlich

3 bis 5 Mark täglicher Verdienst

Gesucht sofort

in allen Orten arbeitsame Personen zur Uebernahme einer Teilfabrikation

Strumpfstrickerei.

Hohes, dauernder Verdienst. Ohne jede Vorkenntnisse leicht erlernbar.
 Kostenloser Unterricht. Arbeitslieferung nach allen Orten franco. Prospekt
 und glänzende Dankschreiben gratis und franco.

Neher & Fohlen, Trikotagen- und Strumpfstrickerei
 Saarbrücken B 273.

